

Es polarisiert nicht mehr so sehr, das letzte Konzil – wenn es nicht ohnehin längst vergessen oder völlig unbekannt ist. Kirchliche Zeitgeschichte eben oder gleich ferne Kirchengeschichte. Aus und vorbei. Passé. Archiviert. Sechs Jahrzehnte – fast ein Menschenalter. Für Nachgeborene, die heute noch ein Theologiestudium aufnehmen, für nach dem Jahr 2000 Geborene, ist es so weit weg wie das Reformkonzil von Trient des 16. Jahrhunderts, das über zwanzig Jahre zu spät auf Martin Luther reagierte.

Wo aber noch vom bisher letzten Konzil die Rede ist, löst es unterschiedliche, oft diametral entgegengesetzte Reaktionen aus. Es gibt beide: Verehrer wie Verächter. Die einen blicken wehmütig zurück, durch die Brille der Nostalgie: Was ist damals nicht alles aufgebrochen! Was wurde nicht alles angestoßen! Was schien nicht alles möglich! Da wird beschworen, bedauert, verklärt. Den anderen steigt die Zornesröte ins Gesicht: Dieses Konzil war der Beginn allen Elends in der Kirche! Fünfzig Jahre werde es brauchen, bis sie sich »von den Irrwegen Johannes' XXIII. erholt« habe, klagte Kardinal Giuseppe Siri, einer der Wortführer des restaurativen Flügels der Konzilsbischofe. Zusammen mit anderen Kardinälen und Bischöfen gründete er auf dem Konzil aus Enttäuschung über dessen Verlauf die Vereinigung Coetus Internationalis Patrum: ein Sammelbecken für zirka 250 konservative bis restaurative Konzilsväter, denen es gelang, immer wieder Abänderungen an Konzilstexten zu erzwingen.

Doch wer wünscht sich eine abgeschottete, klerikale Männerkirche zurück, die um sich selbst kreist, die den Dialog mit der modernen Welt verweigert und die Naturwissenschaften ignoriert? Mit dieser Art von Kirche wollte das Zweite Vatikanum Schluss machen. Ist das gelungen?

Vorgesehen war es nicht, das letzte Konzil. Warum auch? Das Erste Vatikanum, das wegen des Einmarsches französischer Truppen in den Kirchenstaat auf unbestimmte Zeit (*sine die*) vertagt werden musste, hatte noch das Dogma der Unfehlbarkeit definiert, dazu den Jurisdiktionsprimat des Papstes. Der konnte seither schalten und walten, wie er wollte. Diese Mentalität steigerte sich unter Pius XII. (1939–1958). Selbst jahrelang die Nummer zwei gewesen, besetzte der Papst den Posten des Kardinalstaatssekretärs jahrelang nicht nach. Auf Nachfrage, ob es gut sei, beide Ämter in einer Hand zu belassen, meinte er: »Wir brauchen keine Mitarbeiter, sondern Ausführende.«

Nach seinem Tod wurde 1958 der Patriarch von Venedig, Kardinal Angelo Roncalli, zum Papst gewählt. Aus dem Übergangspapst wurde ein Pontifikat des Übergangs. Keine neunzig Tage nach seiner Wahl kündigte Johannes XXIII. ein Konzil an. Die anwesenden Kardinäle waren sprachlos. Sie quittierten die Ankündigung mit eisigem Schweigen. Dafür hatten sie den 77-Jährigen doch nicht gewählt!

Dem Papst schwebte ein neuartiges Konzil vor: ein »Pastorkonzil«. Es sollte keine Verurteilungen (Anathemata) mehr aussprechen. Johannes XXIII. wollte die Kirche mit der Moderne ins Gespräch bringen. Sein Losungswort dafür lautete »Aggiornamento«. In seiner fulminanten Eröffnungsansprache am 11. Oktober 1962 regte er einen »Sprung nach vorn« an. Allerdings trug er nicht seine eigenhändig auf Italienisch verfasste Rede vor, sondern musste eine lateinische Fassung vorlesen, die von etlichen Abschwächungen geprägt war. Kuriale Glättungen – oder Zensur?

Die Konzilsvorbereitungen dauerten drei Jahre. Auf dem Ersten Vatikanum waren 1869/70 circa 800 Bischöfe versammelt, jetzt gab es an die 2750 stimmberechtigte Konzilsbischofe. Zusammen mit Beratern und Begleitpersonal kam man auf etwa 10.000 Personen – eine logistische Herausforderung.

Widerstand gab es aus der Kurie. Als es sich nicht mehr verhindern ließ, wechselte man die Strategie: Wenn schon ein Konzil, dann ein zeremonielles Blitzkonzil (*concilio lampo*)! Die Bischöfe sollten anreisen, über Vorlagen – die nach der maßgeblichen Meinung der Kurialen besser nicht sein konnten – abstimmen und wieder absteigen. Manche meinten, das würde zwei Wochen dauern, andere rechneten mit zwei Monaten. Es wurden drei Jahre daraus.

Schon 1966 brachte der Konzilsberichterstatter Ralph Wilgen, Mitglied der Steyler Missionare, die Theorie auf, deutsche, österreichische, niederländische, belgische und französische Theologen hätten als Berater (*Periti*) ihren Bischöfen Flöhe, sprich: ihre Lieblingsideen ins Ohr gesetzt und die römischen Theologen sowie die Kurie überrumpelt. Die Bischöfe waren damals aber demütig genug, zu wissen, dass sie auf solche theologische Expertise angewiesen sind. Viele Bischöfe emanzipierten sich von römischer Bevormundung. Sie durchschauten die kurialen Manöver und begannen sich zu wehren. Für ein Alibi-Konzil gab es sich nicht her.

Zurück in die Zukunft

Vor 60 Jahren startete das Zweite Vatikanische Konzil. Es hat die Kirche revolutioniert, doch seine Feinde sagen, es habe die katholische Lehre zerstört.

Was ist damals geschehen? VON ANDREAS R. BATLOGG



Bei feierlichen Messen und den Eröffnungen der Sitzungsperioden tragen die Teilnehmer weiße Chormäntel und Mitren. Bei Arbeitsitzungen tragen die Bischöfe Lila, die Kardinäle Rot (rechts).

Die den Bischöfen vorab zugegangenen Schemata hatten Ahnungen wacherufen, wie das Konzil verlaufen könnte. Sie waren gewarnt. 90 Prozent der vorbereiteten Papiere verschwanden im Orkus der Geschichte. 36 Generalkongregationen, 640 Reden und 33 Abstimmungen: Das sind die nackten Zahlen allein der ersten Konzilssession (Oktober bis Dezember 1962). Sie ließen erahnen, dass das Konzil seinen Weg suchen musste. Rechnet man diese Zahlen auf vier Tagungsperioden hoch, erhält man eine Ahnung, welche Kärnnerarbeit auf dem Konzil geleistet wurde: Ständig mussten Änderungswünsche eingearbeitet oder teils völlig neue Texte erstellt werden.

Die Bilder, die der Papst für das Konzil im Kopf hatte, haben alle mit Aufbruch zu tun. Sie wirken blumig: »ein neues Pfingsten« etwa wollte Johannes. Auf die Frage, was er denn mit dem Konzil beabsichtige, was er davon erwarte, soll er in seinem Arbeitszimmer zu einem Fenster gegangen sein, es geöffnet und gesagt haben: »Frische Luft.« Acht Monate nach Konzilsbeginn starb Johannes XXIII. Sein Nachfolger Paul VI., der vielleicht intellektuellste Papst des 20. Jahrhunderts, dessen prophetisches Wirken tragischerweise oft nur mit der Enzyklika »Humanae vitae« von 1968 in Verbindung gebracht wird, der »Pillenzyklika«. Er stellte unmittelbar nach seiner Wahl im Juni 1963 fest: Das Konzil geht weiter!

Großartige Texte wurden erarbeitet und verabschiedet, sechzehn an der Zahl: vier Konstitutionen, neun Dekrete und drei Erklärungen. Der

Deutschen Bundespost war das Zweite Vatikanum im Jubiläumjahr 2012 eine 45-Cent-Briefmarke wert. Die vier theologisch schwergewichtigen Konstitutionen bilden ein Kreuz: die Texte über ein erneuertes Verständnis der Kirche als pilgerndes Gottesvolk, »Lumen gentium«, über ihre Existenz in der gegenwärtigen Welt, »Gaudium et spes«, über die volkssprachliche Feier des Gottesdienstes, »Sacrosanctum Concilium«, und die biblische Offenbarung, »Dei verbum«.

Das Zweite Vatikanum hat mit vielen früheren Lehrmeinungen gebrochen. Es gab zuvor weder Gewissens- noch Religionsfreiheit. Der Dialog mit nichtchristlichen Religionen oder Ökumene waren zuvor ausdrücklich unerwünscht. Eine positive Haltung zur Demokratie nahm erst das Zweite Vatikanum ein. All das war eine Kehrtwendung um 180 Grad.

Bis heute gibt es Versuche, diese Texte zu relativieren: Weil Johannes XXIII. das Konzil als »Pastorkonzil« verstanden haben wollte, habe es keine dogmatisch verbindliche Lehre vortragen wollen und können, wird direkt oder indirekt angedeutet. Das Konzil gerät so in Gefahr, zur Verhandlungsmasse zu werden, um restaurativen Bedenkenträgern oder notorischen Gegnern (wie den Piusbrüdern) entgegenzukommen.

Einer der aufgeschlossensten Konzilstheologen wandelte sich bald nach Konzilsende zu einem seiner schärfsten Bedenkenträger, eingeschüchtert durch die Studentenunruhen von 1968, durch

nachkonziliare Wirren: Joseph Ratzinger. Im Vorfeld der Bischofssynode von 1985, punktgenau 20 Jahre nach Abschluss des Konzils, gab er Vittorio Messori ein ausführliches, in etliche Sprachen übersetztes Interview. Er wies zwar darauf hin, dass man die Autorität des letzten Konzils nicht gegen die beiden Vorgängerkonzilien ausspielen dürfe. Aber man könne sich auch »nicht für das Zweite Vatikanum und gegen Trient und das Erste Vatikanum« entscheiden.

Im Laufe seines Lebens wurde auch Karl Lehmann, Langzeitvorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, der während des Konzils als Student Karl Rahner als Sekretär und Bote zur Seite stand, immer nüchterner: »Eine euphorische Konzilsstimmung hat darüber hinweggetäuscht, dass das Zweite Vatikanum in vielem nur Leitsätze formulieren, Aufgaben klarmachen und künftige Anstrengungen herausstellen konnte. So hat man die konkrete Tragweite der Lösungen des Konzils gelegentlich überschätzt.« An den Texten wurde in Textwerkstätten gefeilt, es wurde um einzelne Formulierungen gerungen, Paul VI. legte größten Wert auf möglichst breite Zustimmung – was wiederum Kompromisse erzwang.

Man kann das Zweite Vatikanum aber nur als Gesamtpaket haben. Denn die Texte bedingen sich gegenseitig. Abgespeckte Konzilstexte light gibt es nicht. Im ersten Interview nach seiner Wahl sagte Franziskus, der erste Jesuitenpapst der Geschichte, die Dynamik des Konzils sei unumkehrbar.

Unumkehrbar? Eine lautstarke Minderheit würde das Rad der (Kirchen-)Geschichte gern zurückdrehen. Scheinbar ewig gültige Wahrheiten werden dabei ins Spiel gebracht und die sogenannte unveränderliche Lehre. Die Kirche habe von Christus her nicht die Autorität, diese oder jene Frage – Frauenordination oder Zölibat – anzutasten. Das sind aber Totschlagargumente. Als ob diese Wahrheiten vom Himmel gefallen wären! Sie sind auch historisch gewachsen. Erst vor Kurzem, im Mai 2022, plauderte Franziskus bei einer Begegnung mit Chefredakteuren und Chefredakteurinnen jesuitischer Kulturzeitschriften: »Das Konzil, an das sich manche Hirten am besten erinnern, ist das Konzil von Trient.« Und mit Blick auf das Zweite Vatikanum: »Die Restauration ist gekommen, um das Konzil zu knebeln. (...) Das Problem ist nämlich, dass das Konzil in einigen Bereichen noch nicht akzeptiert

wurde. Es ist auch wahr, dass es ein Jahrhundert dauert, bis ein Konzil Wurzeln schlägt. Wir haben also noch vierzig Jahre Zeit, um es zu etablieren!«

Offenbar hat viele Bischöfe, als sie wieder zu Hause waren, der Mut verlassen, den sie auf dem Konzil aufgebracht hatten. Anders ist der nachkonziliare Widerstand nicht zu erklären, sind doch die meisten der 16 Konzilstexte mit rund 96 Prozent Zustimmung verabschiedet worden. Die »Unglückspropheten«, über die sich Johannes XXIII. beklagte, sind nicht ausgestorben.

Allein die Zeit läuft der Kirche davon. Auch eingeleichteten Katholiken reißt der Geduldssaden. Der Massenexodus aus der katholischen Kirche – 360.000 waren es allein 2021 – hat dramatische Ausmaße angenommen. Braucht es deshalb jetzt ein Drittes Vatikanum? Die Flucht nach vorn antreten, mit einem neuen Konzil? Ich halte dagegen: Wieder und wieder die Texte lesen! Die Eröffnungsansprache anschauen! Den Geist des Konzils atmen!

Verraten, verkauft, verschaukelt fühlen sich 60 Jahre später viele. Paradoxerweise beide Seiten: Die einen, weil sie ihre Kirche nicht wiedererkennen. Die anderen, weil sie sich in ihren Erwartungen und Hoffnungen enttäuscht sehen. Die einen fliehen in liturgische und theologische Sonderwelten und erhielten von 2005 bis 2013 Unterstützung vom Papst. Die anderen klagen an: Immer noch ist der Zölibat nicht freigestellt, Frauen haben keinen Zugang zu Weihämtern, gleichgeschlechtlich Lebende und Liebende dürfen absurderweise keinen Segen empfangen (anders als Tiere oder Autos oder Waffen), die kirchliche Sexualmoral ist vielerorts auf einem vorkonziliaren Stand und ignoriert wissenschaftliche Erkenntnisse.

Wie können wir mit dem Erbe des Konzils umgehen? Papst Franziskus setzt auf das Instrument der Synodalität: das gemeinsame Suchen nach Lösungen. »Mit dem Prinzip der Synodalität«, so die systematische Theologin Margit Eckholt aus Osnabrück, »bringt Franziskus Dynamik in das Gefüge der Autorität des Lehramts, in das Spannungsgefüge von Papst und Bischöfen und von komplexen Abstimmungs- und Entscheidungsprozessen angesichts unterschiedlichster regionaler Dynamiken, kultureller Faktoren und auch pluraler theologischer Positionierungen.«

Abzusehen ist längst noch nicht, wohin die gegenwärtigen Verwerfungen, Spannungen und Konflikte führen, die oft direkt oder indirekt mit dem letzten Konzil in Verbindung gebracht wer-



den. Doch vom Konzil als Denkwerkstatt ließe sich lernen: Es war geradezu ein Laboratorium kollektiver Wahrheitsfindung – und ein Musterbeispiel der Kommunikation. Der Synodale Weg in Deutschland könnte sich davon etwas abschauen!

Die Vision eines Pastorkonzils griff Franziskus – der erst 1969 zum Priester geweiht wurde – neu auf. Das hat sich vom Stil her, aber auch inhaltlich bei den bisherigen Bischofssynoden seit seinem Amtsantritt 2013 gezeigt. Leicht tun sich der Apparat, die Kurie vor allem, und Bischöfe, die sich lediglich als Filiale einer römischen Konzernzentrale verstehen, damit nicht.

Nicht von ungefähr hat Franziskus bald nach seiner Wahl, am 16. April 2013, die mangelhafte Umsetzung des Konzils beklagt. O-Ton in einer Predigt: »Haben wir da all das getan, was uns der Heilige Geist im Konzil gesagt hat? (...) Es scheint, dass wir dem Konzil ein Denkmal bauen, aber eines, das nicht un bequem ist, das uns nicht stört. Wir wollen uns nicht verändern und es gibt sogar auch Stimmen, die gar nicht vorwärts wollen, sondern zurück: Das ist dickköpfig, das ist der Versuch, den Heiligen Geist zu zähmen.«

Enthalten die sechzehn Konzilstexte ungehobenes Potenzial? Überschöne Möglichkeiten? Helfen sie heute bei der Bewältigung unserer Probleme weiter? Oder taugen sie dafür nicht mehr – und sind bestenfalls noch historisch bedeutsam? Michael Seewald, Professor in Münster, sieht es als »die Aufgabe der Theologie« an, in den Konzilstexten vorhandene »Widersprüche nicht zu harmonisieren, sondern sie herauszustellen und Vorschläge zu entwickeln, wie mit ihnen umgegangen werden soll.«

Auf dem Zweiten Vatikanum ist aus einer Kirche in aller Welt eine echte Weltkirche geworden. Das war auch der Abschied vom Eurozentrismus und vom abgeschotteten Sakristeichristentum. Karl Rahner, auf dem Konzil Berater des Wiener Kardinals Franz König, aber auch Kardinal Julius Döpfner und anderen deutschen Bischöfen zur Hand gehend, meinte in seiner Rede bei einem Festakt zum Abschluss des Konzils am 12. Dezember 1965 im Herkulesaal der Münchner Residenz: »Freilich wird es lange dauern, bis die Kirche, der ein Zweites Vatikanisches Konzil von Gott geschenkt wurde, die Kirche des Zweiten Vatikanischen Konzils sein wird.«

Andreas R. Batlogg, 60 Jahre, ist Jesuit. Der Österreicher studierte in Innsbruck und Wien Theologie und Philosophie, war Chefredakteur der Zeitschrift »Stimmen der Zeit« und gab die Sämtlichen Werke Karl Rahners mit heraus. Kürzlich erschien im Tyrolia Verlag sein Buch »Aus dem Konzil geboren«.



Bischöfe und Kardinäle im Birett kommen auf dem Petersplatz an (links). Fast 3.000 von ihnen sind beim Konzil stimmberechtigt. Im September 1963 (Mitte) wird die zweite Sitzungsperiode eröffnet, die Teilnehmer ziehen feierlich in den Petersdom und feiern Messe (rechts).